

261

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Guggenberger.

Ich beneidete Konrad heimlich um seine überlegene Klugheit. Eines brachte er aber mit seinem Scharfzinn doch so wenig heraus als ich, nämlich, wie sich Margritte Stamm zu dem Pflugwirtssohn von Zimmerwald stelle, der offensichtlich ihretwegen damals oft nach Gehren herübergeritten kam und sein blankes, braunes Pferd an der Holzstange vor dem Döfen festband. Margritte half nämlich, seit sie wieder daheim war, der Döfenwirtin, ihrer Taute und Tauspatin, hin und wieder an Sonntagen für ein paar Stunden beim Wirten mit. Ich empfand immer ein starkes Mißbehagen, wenn ich zusehen und zuhören mußte, wie der Legler mit ihr schön tat und ihr Artigkeiten sagte, worin er eine besondere Uebung zu besitzen schien. Margritte, die sich im Vergleich mit mancher ihrer Altersgenossinnen eine fast kindliche Einfachheit bewahrt hatte, ließ auch nicht im geringsten merken, ob ihr die Anwesenheit des fremden Gastes gleichgültig oder angenehm sei; sie ging mit besonnener Geschäftigkeit ab und zu und zeichnete ihn in feiner Weise aus. Aber wenn es mir auch damals ganz lächerlich vorgekommen wäre, mir ihretwegen Gedanken zu machen, so empfand ich es doch als eine kleine Erleichterung, als Konrad Tischberger einmal auf dem Heimwege nach Stillengrüt hinauf in verständigen Tone der Ansicht Ausdruck gab, dem Prest seine sei dem Legler zu wenig reich, der könne noch bessere Partien machen.

Daß ich mich Margritte gegenüber besonderer Artigkeit beflissen hätte, könnte ich nicht behaupten. Sie fragte mich einmal, da sie mich hinausbegleitete, ob ich auch noch hin und wieder zeichne, gab sich aber die Antwort teilweise selber, indem sie auf meine groben, rissigen Hände sah. Ich war ungerecht genug, ihre Frage als eine Anspielung auf die unglückliche Buchzeichengehörigkeit aufzunehmen und sagte ganz unerbittert: „Du, es ist mir dann allenfalls lieber, wenn Du mich wegen dieser Sache nicht mehr aufziehst.“

Als ich am gleichen Abend von einem verflohenen Besuch bei der Base Käthe heimkehrte, erfuhr ich durch Kaspar Wenk, daß Mina Stürler bei Verwandten im kleinen Wäldi auf Besuch sei. Im Vorbeigehen sah ich sie dann auch wirklich mit Anna Hofer im Garten stehen. Sie erkannte mich gleich und kam aufgeräumt zu mir auf die Straße herüber. Was ich denn auch mache da in der Einöde oben? Ich werde doch nicht ein Hofnar werden wollen, wie mein Meister einer sei?

Ich mußte ernsthaft über sie staunen. Sie war schlank und zier gewachsen, ihr Wesen hatte nichts mehr von der scheuen Unsicherheit des Schulkindes; und so muntere, helle Augen hatte sie bekommen, daß ich mich immer wieder vergewissern mußte, ob denn so etwas möglich sei.

„Nun, was hast an mir anzusehen, daß Du mir solche Augen anwirfst?“ sagte sie scherzend, und ich gestand ihr gerade heraus, daß sie mir hübsch vorkomme.

Anna Hofer neckte mich damit, daß das ja mein alter Schulfas sei, und ich ließ es ohne weiteres gelten.

Sie komme noch ein paar Schritte weit mit, sagte Mina Stürler kurzerhand. Wir schritten, während ihre Freundin wie auf Abrede im Garten zurückblieb, gemächlich an Wiesen und frischgepflügten Stoppelfeldern hin. Sie tat ganz unbefangen und fand es lustig, daß wir jetzt so unerbittert zusammengekommen. Sie hätte, sagte sie, schon lang gern wissen mögen, was ich denn auch so mit dem Leben anfangen wolle. Ob ich es noch wisse, daß sie mich einmal gern gehabt habe. „Du mich aber nicht,“ fuhr sie in munterem Scherzton fort, ohne erst meine Antwort abzuwarten.

„Schon ein wenig,“ gab ich treuherzig zurück.

Da stand sie still und sah mich durch die Dämmerung mit einem ganz lustigen Blicke an. „Ja — wenn Du das sagst, dann — — Bitte, sag' mir's jetzt im Ernst: ist's wahr?“

„Ja, so glaub's doch!“

Wir gingen ein paar Schritte weiter. Der herbliche Buchenwald schloß sich über unserem Wege. Sie schien sich auf etwas zu besinnen.

„Und jetzt willst Du wirklich da im „Tod“ oben bleiben? Gefällt Dir das? An einem anderen Ort lebt man auch — — Du! ...“

Das „Du“ hatte einen so lieben, heischenden Klang, daß ich ernstlich ins Nachdenken kam. „Ich hab' halt etwas im Sinn. Ich kann nicht gut hier fort,“ sagte ich gedrückt.

„Mir zu lieb auch nicht? ...“

Sie sagte das leichtthin, ich wußte nicht, ob ich es als Scherz oder als Ernst nehmen sollte. Unversehens kam, mir selber nicht erklärlich, eine gewisse Festigkeit über mich. „Später vielleicht. Jetzt nicht.“

Sie stand wieder still. „Aha, ist das so ...“ Der fremde, feindliche Schimmer blitzte in ihren Augen auf. „Ja, ich dachte es mir schon.“

Sie gefiel mir nicht mehr so ganz, wie vorhin. Es war mir, als müßte ich sie wieder umgewandelt sehen. „Könntest Du denn nicht — — später — zu mir kommen — wenn ich etwas Eigenes habe?“

Sie stand von mir abgewendet und entgegenete eine geräumige Weile nichts. Dann wandte sie sich verständnislos nach mir um. Ich sah, daß es hart in ihr arbeitete. „Meinst Du, ich werd' da leben, wo man meinen Vater gekannt hat. Meinst Du? Und wo er jetzt dann bald wieder Nachtwächter ist, wenn wir ihn nicht mehr füttern? — Aha — — Du hast ihn ja auch gekannt! ... Mit Dir lauf' ich nicht mehr! Wenn Du mich jetzt um Liebe anbetteln würdest — — nein! Geh Du heim! Geh! Lauf von mir weg!“

Blödsinn verwandelte sich ihr Gesicht. Mitten aus Born und Tränen heraus lächelte sie mich an. „Darf ich? ...“ Augenblicklich schlang sie einen Arm um meinen Hals und drückte mir einen Kuß auf die Lippen. Dann war sie schon von mir weg und lief flüchtigen Fußes dem Hofe zu.

„Du weißt ja nicht einmal, was das ist!“ rief sie mir halb spottend, halb scherzend zu, indem sie sich noch einmal nach mir umwandte. „Leb' recht prächtig in deiner Einöde! Uebers Jahr hab' ich einen Schah! Und einen andern, als Du einer bist!“

Drei Tage darauf brachte mir der Briefträger Nebmann ein kleines Päckchen. Sogleich wußte ich, daß es von Mina Stürler war. Ich fand darin, in vielen Umbüfflungen verwahrt, ein Lebkuchenbrot mit dem Sprüchlein darauf: „Dem bravem Kinde.“

Regeljahre.

Es ist nicht aus der Welt zu schaffen, für jeden Menschen kommt einmal die Zeit, wo er über seinen eigenen Schatten stolpert, wo er zu seiner nachträglichen Verwunderung die ungereimtesten Dinge macht, obgleich er daneben um und um voll guten Willens steckt. Dieses törichte Wesen nahm bei mir eben damals seinen Anfang, als ich innerlich vom Hoffnungsband abfiel, weil mir die Knabenart unversehens aus den Gliedern gefahren und ich gar nichts anderes glaubte, als daß ich nun mit meinen Lebenserfahrungen so ziemlich am andern Ende angelangt sei. Eine kleine Sache ist es ja freilich nicht, seine Schultern breit, seine Fäuste hart und seinen Schritt schwer und gemessen werden zu sehen, und trotz aller dieser Vorzüge nach wie vor nicht viel mehr, als ein Kind bedeuten zu dürfen. Man brennt vor Verlangen, der Welt möglichst schnell einen Begriff von sich selber beizubringen und führt so vor den Mitmenschen zu deren Ergötzen die muntersten Vorklänge auf.

Ich vermag nicht so recht daran zu glauben, daß es mir vom Schicksal von allem Anfang an vorausbestimmt gewesen sei, an irgendeinem nächtlichen Wintermorgen mit zerrissenem Hemdfragen und mit einer Schramme im Gesicht nebst einigen verspäteten Tanzgästen in der dumpfigen Wirtsstube zum Köhli in Trüb zu sitzen und ein halbleeres Weinglas zwischen meinen schmutzigen Fingern zu drehen. Ich besann mich auch erst dann mit Bestimmtheit darauf, daß das alles wirklich mich selber anging, als ich vor dem Spiegel stehend mit dem Schuhyttuch die paar verrottenen Blutstropfen von der Stirn rieb und mir dabei im Spiegel die kreuzförmigen Buchstaben in die Augen fielen, die die Tochter des Feigerbanis auf das Nüchlein genäht hatte.

Es kam mir jetzt allrätlich zum Bewußtsein, daß ich während der vergangenen Nacht droben im Tanzsaale von einigen fremden Burjachen angerempelt worden war, weil ich ihnen beim Tanzen etwas breit im Wege gestanden, daß ich im Vollgefühl meiner persönlichen Unantastbarkeit ihnen auf

Apfel Nohbirnen herausgegeben hatte, worauf der Kleine Krach unter allerlei mir unangenehmen Begleiterscheinungen seinen Anfang und Fortgang genommen. Später hatte ich mich mit der schwerwiegenden Erkenntnis, von der gesamten Menschheit vergewaltigt worden zu sein, irgendwo an einem Grabenrand verhältnismäßig glücklich wiedergefunden.

Ich hätte nun meine Schlappe stillschweigend auf mich nehmen und mich auf allerlei Schleichwegen in mein verschwiegenes Nest auf dem Stillengrüt zurückziehen können. Aber diesen Gedanken verwarf ich als meiner unwürdig. Ich suchte baldmöglichst durch Erwerbung eines neuen Papiertragens mein Neußeres wieder einigermaßen ins Gleichgewicht zu bringen und schlenderte dann, auf das Recht meiner Selbstbestimmung pochend, von einer Wirtschaft zur andern. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, wenn ich da und dort nach der Schlägerei gefragt wurde, in der ich offensichtlich eine sehr bedeutende Rolle gespielt habe. Wenn ein schlauer Wirt die Bemerkung fallen ließ, daß er nun allerdings keine Lust hätte, mit meinen Armen und Fäusten Bekanntschaft zu machen, so gereichte ihm das keineswegs zum Nachteil, denn ich hatte den Lohn von ganzen vier Wochen imbeutel.

Als ich spät Abends in nicht ganz einwandfreiem Zustande auf dem Garbenhofe ankam, lag mein grünbemalter Koffer mit den unordentlich hineingewurstelten Sachen gefüllt und mit einem Strick zugebunden vor der Haustüre. Ich entlehnte bei Tischbergers einen Schiebkarren und brachte mich und meine Habseligkeiten für einstuweilen bei meinem alten Bundesgenossen unter.

Vor dem Weitergehen am Morgen erklärte ich Konrad allen Ernstes, es freue mich nichts so sehr, als daß es nun so gegangen sei. Ich sei schon lange ein Kamel gewesen, für so ein Hungerlöhnlein zu schaffen, ich wolle es jetzt in der Welt draußen probieren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus baskischen Dorflanden.

Von Pierre Loti.

Seit Jahrhunderten geschieht es alljährlich, daß am Mittwoch vor Pfingsten zwanzig oder dreißig baskische Dörfer an den Abhängen der spanischen Pyrenäen von ihren Pfarrkindern verlassen werden, die mit einem Kreuz beladen, wie es einst Christus trug, nach dem Kloster Roncevaux pilgern. Will man die seltsame Prozession ziehen sehen, muß man die Nacht vorher in Burquette bleiben, dem letzten Dorf, durch das die Menge kommt, ehe sie in dem ehrwürdigen Heiligthum anlangt.

In einem Wagen fahre ich von Saint-Jean-Pied-de-Port, einem friedlichen entzückenden Städtchen, das leider bald durch die Eisenbahn seinen Reiz verlieren wird, bei sehr bewölktem Himmel auf treuz- und quersführenden schattigen Wegen des gewaltig großen Buchenwaldes nach Burquette.

Ungefähr eine Stunde hinter Saint-Jean-Pied-de-Port ist man auf spanischem Boden. Burquette liegt auf der anderen Seite der Pyrenäen, sehr hoch, ganz nahe den Bergspitzen, und wir dringen tief hinein in den immer wilder und grüner werdenden Wald, um vier Stunden bergan zu steigen. Dampf beginnt hinter den Wolken der Donner zu grollen; als Beschwörung gegen den Hagel läßt man in Val-Carlos die Kirchenglocke ertönen, und ihr zitterndes trauriges Stimmchen folgt uns eine Weile und verliert sich dann in dem unendlichen Schweigen der Bäume, die wir hinter uns zurücklassen.

In eintöniger Pracht schimmern die steilen Böschungen des Waldweges von rosa Blumen! Rosa Leinkraut, rosa Rudolfsblumen, rosa Fingerhutblüten und gewaltig große Glockenblumen. Und überall zwischen den Farrenkräutern ziehen schmale Quellen leise dahin oder sprudeln in einem Wasserfall.

Nun saust aber plötzlich der Gewitterhagel schnell und schneidend wie Peitschenhiebe hernieder. Wir halten an und lehnen uns an eine fast vertikale Bergwand, die auch denselben Blumenschmud trägt und eigenartig prächtig wirkt. Unzählig sind die Glasperlchen, die der Hagel darauf wirft, und von den langen Fingerhutstengeln fallen die Blüten wie abgeschnitten, zerstückelt auf das Moos und wirten auf dem Grün wie umherfliegende rosa Wändchen.

Schnell ist der Hagelschauer vorübergegangen, die Pferde sehen sich von neuem in Trab, und weiter geht es auf den unabsehbaren gewundenen Wegen durch den Buchenwald.

Bei einer Biegung der Waldstraße begegnen wir einer Prozession: einer bescheidenen Dorfprozession, die von dem Hagelschauer noch ganz betäubt ist. Etwa hundert Vergewohnen folgen einem silbernen Kreuz und drei Priestern. Nach Val-Carlos ziehen sie hinunter, unendlich melancholisch wirken ihre Litaneien in der starken Pracht der Bäume unter dem schwarzen Himmel.

Dann sehen wir niemand mehr. Wir sind allein in der Un-

beweglichkeit und dem Schweigen zwischen kieselhaften grünen Wänden, über uns scheint sich das Mysterium des Waldes mit jener nebelhaften Decke zu vereinen, die immer näher über unseren Köpfen hängt, und wie ein bantisches Dach wirkt. In einer grünen und grauen traurigen Dunkelheit sehen wir unseren Weg fort.

Noch vier Stunden geht es bergan, und endlich haben wir die Wolken, gefrorenen Nebel, erreicht. Die Nacht wird gleich herabsteigen und alles noch mehr in Schatten hüllen.

Als wir an dem höchsten Punkt dieser sich schlängelnden Straße angelangt sind und herabzusteigen beginnen, fällt der Regen in Strömen; durch die Regengüsse hindurch sehen wir die hohen Mauern und den düsteren kleinen Turm des Klosters Roncevaux, in das wir morgen früh der Prozession folgen werden. Es ist ganz dunkel, als wir nach einer halben Meile Wegs Burquette erreicht haben. Bei strömendem Regen, über und über mit Kot bespritzt, steige ich in der einzigen Herberge des Dorfes ab, die zwei oder drei Jahrhunderte alt zu sein scheint.

Ich hatte dort auf eine einsame, stille Nacht gerechnet. Aber nein, es ist wohl Sitte, am Abend vor der Pilgerfahrt hier ein großes Fest zu feiern. Nach dem Abendbrot findet sich ein Mann mit einer Gitarre ein. Das Instrument hat einen mit wollenen Pompoms geschmückten Stiel wie der Kopf eines Maultieres. Es kommt ein zweiter, ein dritter, ein ganzes Orchester, dem selbst der Trommelschläger nicht fehlt. Und nun setzt die traurige Musik Spaniens ein, zuerst zögernd und leicht, während bei Apfelwein und Wein die Köpfe warm zu werden beginnen. Fandangos, Jotas, Habaneras spielen allmählich stärker und schneller, immer lärmender und wirbelnder werden die Töne. Karabiniere, Wilderer und Hirten kommen. Außer den beiden Mägden des Hauses, die nicht wissen, wohin zuerst eilen, sind keine Frauen anwesend. Aber die Männer tanzen untereinander und stoßen Schreie kindlicher Freude aus. Während die Finger wild die Saiten schlagen, beginnen die Gitarrenspieler zu singen; mit zurückgeworfenem Kopf, die Augen wie im Rausch geschlossen, den Mund weit geöffnet, so daß die Wolfszähne sichtbar werden, so stimmen sie immer wieder dieselben alten Lieder wie in höchster Leidenschaft viel zu hoch an.

Von Mitternacht bis zwei Uhr, während draußen ein starker Gewitterregen herniederfällt, tanzt alles, selbst der Gastwirt und seine Frau, und sogar die alten Leute, die schon schliefen, sind erwacht und tanzen mit. Das hundertjährige Gasthaus erzittert in allen Fugen, man fühlt, wie seine krummen Täfelungen, seine geschwärtzten Decken bebend, und seine Wände scheinen von der hüpfenden Erregung der Gitarrenspieler erfüllt und besetzt.

Am nächsten Morgen verlasse ich um sieben Uhr meine Kammer, um vor der Haustür die Prozession, die bald vorüberziehen wird, zu erwarten. Es regnet nicht mehr. Leicht durchdringt die Sonne die jagenden Wolken, die das Dorf einhüllen. Die Straße, die dieser Zug mit den Kreuzen durchschreiten soll, zieht sich ziemlich regelmäßig und weit zwischen alten, ganz ähnlich aussehenden Häusern dahin, deren Dächer mit Buchenbrettern, die man aus den benachbarten Wäldern nahm, gedeckt ist. Ab und zu reiten jezt Bauern und Bäuerinnen vorbei, ihre Maultiere tragen Schellen, das Zaumzeug ist mit Kupfer beschlagen, und die Sättel sind mit roten Streifen eingefaßt. Alles wandert der Richtung des großen Klosters Roncevaux zu.

Der Platz vor der Kirche hat den besten Ausblick, von dem man die Prozession aus den unteren Dörfern herannahen sieht. Das aus Granit erbaute Gotteshaus ist ein schwerfälliges, verwittertes, seltsam ländliches Gebäude, seit Jahrhunderten den Unbilden der Witterung dieser höchsten Gebirgsregionen ausgesetzt.

Da sieht man mit einemmal an den beiden Fenstern des Glockenturmes, an denen zwei gleich große Glocken hängen, Männer erscheinen, die aus allen Kräften zu läuten beginnen, ding, ding, ding, ding setzen sie die Glocken mit wilder Schnelligkeit in Bewegung, so wie sie heute Nacht die Gitarre spielten — und die Luft erfüllt alsbald ein verworrenes Getöse: die Prozession nähert sich.

Nun taucht sie aus dem Nebel auf. Zuerst glaubt man einen Zug von schwarzgekleideten Männern, die Breiter schleppen, zu sehen. Aber beim Näherkommen erkennt man, daß es Kreuze sind, und die Böhler tragen sie auf dem Rücken, während sie die Arme in der Stellung der Hingerichteten weit auseinanderbreiten. Die Hagenden Töne, die zu uns herüberdringen, werden von der Menge in regelmäßigen Abständen angestoßen. Alle diese Pilger sind in düstere Gewänder gekleidet und haben eine schwarze Kutte über das Gesicht gezogen; während es sonst die Gewohnheit ist, bei Prozessionen langsam zu gehen, eilen sie barfuß durch den Schmutz.

Die Doppelreihe zählt ungefähr fünfhundert Böhler. Ora pro nobis! . . . Ora pro nobis! . . . erklingt von ihren Lippen der Hagende Ruf, und mit seltsamer Hast, den Kopf unter das Kreuz geneigt, ziehen sie vorüber. Von Zeit zu Zeit wird der Pilgerzug durch die Alkalden ihrer Dörfer geteilt, die, in den großen Zeremonienmantel gekleidet, die baskische Mütze in der Hand, in der Mitte zwischen ihnen einherzsureiten. An diesen Zug reihen sich die Diakonen, sie tragen grobe Chorhemden, und am Ende der Stangen, die sie in den Händen halten, sind silberne Kreuze oder andere silberne Gegenstände alter Goldschmiedekunst befestigt.

Den Schluß bilden die in schwarze Mantillen gekleideten zahlreicheren Frauen; mit trauriger Stimme singen sie die Litanei der Jungfrau. Ihre Gesichter tragen keine Kutten, von den schwarzen

Trauerschleiern eingehüllt, erblickt man nur arme, verblühte Wesen, aus deren kläglichen Blicken das Leiden spricht: es ist die fleckige Bevölkerung, die in den zu hohen Bergen weilt, die blaffen Mädchen aus den Hochebenen, deren Lebensbedingungen niederbrücken.

Ich habe mich der Prozeßion angeschlossen, die sich Roncebaug immer mehr nähert: in raschem Schritt, geräuschlos, da die Bergbewohner barfuß gehen oder Sandalen tragen, geht es vorwärts. Vor mir zuerst die schwarze Frauenmenge, vor denen die Gruppe der silbernen Kreuze darüberschreitet, auf die in diesem Augenblick ein Sonnenstrahl fällt, der an dem verschwommenen Grün des Hintergrundes aufleuchtet; zuletzt endlich der Vortrab mit den Kreuzfigen und den ausgebreiteten Armen, der ganz inmitten eines dicken, grauen Dunstes, auf dem Reflexe vermittlungsartig schimmern, zu stecken scheint. Das alte Roncebaug aber, zu dem sie alle ziehen, ist durch eine Wolke unsichtbar geworden, ein dichter weißer Dampf, der vorbeizog, stand dort still, um es zu verdecken.

Aber wir sind diesem Roncebaug, das man nicht mehr sieht, sehr nahe, denn plötzlich erklingen die Glocken des alten Turmes, die mit schnellen Schlägen unsere Ankunft ankündigen, wie es heute morgen die Glocken von Burguette taten. Das Kloster liegt vor uns, durch die Wolken, die es immer noch einhüllen, scheinen seine ungeheuren Umrisse noch größer. Mit seiner Festungsmauer und der Anhäufung schweren Gemäuers wirkt es gewaltig und barbarisch. Die Mauer schiebt sich durch eine alte Granithalle und überschreitet einen einsamen Klostergang, den Schutt, Farrenkräuter und Moos bedecken. Weiter steht die Wolke über dem Kloster, sie umhüllt die menschlichen Silhouetten, und durch ihre Feuchtigkeit erschauert man hier wie in einem Grabgewölbe.

Der ganze Menschenstrom ist jetzt in die dunkle, von Weihrauch durchschwängerte Kirche gedrungen, in deren Hintergrund vor den alten goldschimmernden Tabernakeln Kerzen brennen. Die Flämmchen der Wachslichter beleuchten schwach die vergoldeten Säulen, die vergoldeten Altarwände, die Reste ehemaliger Pracht inmitten von so viel Verfall und Elend. In dem Kirchenschiff, in dem man kaum stehen kann, drängen sich alle durcheinander; die Körper berühren und stoßen sich; Kreuze schlagen zusammen und schwer hört man das Holz auf dem Steinfußboden aufschlagen.

Allmählich finden alle Platz, die Augen gewöhnen sich an das Dunkel. Der ganze Mittelgang zwischen den Säulen ist von der schwarzen Masse der in Trauerschleier gehüllten Frauen eingenommen. Zu beiden Seiten haben sich symmetrisch die Träger der fünfzehnhundert Kreuzfige aufgereiht und halten sie mit ausgebreiteten Armen, leuchtend und müde von dem langen Weg. Sie sind am Ziel ihrer mühsamen Wanderung, die sie mit ihrer schweren Bürde gemacht haben, und die Messe beginnt. . .

Das Zinn.

Mit jener Kulturperiode, in welcher die Menschheit mit dem Gebrauche des Nuhmetalls Eisens bekannt wurde, ist sie, wie man wohl sagen kann, in ihr eigentliches Mannesalter eingetreten und der vollen Ausnutzung der Kohlenlegierung des Eisens, des Stahles, in unseren Tagen in die Zeit ihrer Vollkraft. Ein jugendstarkes Geschlecht war das der Menschen aber auch in jener fernliegenden Zeit geworden, als es aus Kupfer- und Zinnerzen das „leuchtende Erz“, die Bronze, herzustellen gelernt hatte — ein Metallgemisch, das bereits seit Tausenden von Jahren eine überaus wichtige Rolle in der Kulturwelt gespielt hat und auch wohl noch weiterhin eine hervorragende Stelle auf metallurgischem Gebiet einnehmen wird. Wenn auch schwerwiegende technische Bedenken entschieden dagegen sprechen, daß es in der menschlichen Kulturgeschichte eine ausgesprochene Bronzeperiode vor dem Beginne des Eisenzeitalters gegeben hat, so steht doch so viel fest, daß die sogenannte prähistorische oder frühgeschichtliche Bronze, die in auffallend gleichmäßiger Weise fast immer eine Legierung von gerade 10 Proz. Zinn mit 90 Proz. Kupfer darstellt, in vielen Regionen der Welt als das Hauptgebrauchsmetall einer Zeit war, in der mangelnde technische Kenntnisse und Erfahrungen das Eisen mit seinen herrlichen metallurgischen Eigenschaften noch nicht recht zur Geltung kommen ließen. Für die alten Kulturländer des südlichen Asiens liegt diese Zeit weit über 3000 oder gar 4000 Jahre zurück, und auch von dem altherwürdigen Pharaonenreiche wissen wir, daß dort die Bronze bereits unter der zwölften Dynastie, also in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr. in Gebrauch war. Gegen dessen Ende muß die kulturgeschichtlich so wichtige Metalllegierung auch schon auf dem Boden von Sizilien und Troja bekannt gewesen sein; die Griechen der homerischen Gesänge aber verwandten für ihre Waffen und Geräte neben der Bronze schon das Eisen. Für unsern Erdteil ist der eigentliche Beginn des Bronzezeitalters, wahrscheinlich herbeigeführt durch die Einführung des ehernen Metallgemisches aus Vorderasien, in die Zeit um 1500 v. Chr. zu legen. Wann die Bronze zuerst nach Nordeuropa gekommen ist, wird uns wohl immer unbekannt bleiben, andererseits scheint es aber festzustehen, daß sie hier bereits gegen das Jahr 400 v. Chr. und in der Schweiz schon gegen 600 v. Chr. mehr und mehr dem Eisen Platz machte.

Der Gebrauch des Zinns in seiner Legierung mit Kupfer ist also uralt in der Welt der Menschen, doch ist es sehr schwer, festzustellen, auf welche Weise letztere zuerst zur Darstellung der Bronze gekommen sind. Die Annahme vieler Gelehrten, daß hierzu das zufällige Einschmelzen eines nur selten auf den Zinnerzlagertstätten vorkommenden Minerals, des aus einer Schwefelverbindung von Kupfer, Zinn und Eisen zugleich bestehenden Zinnkieses, unter der reduzierenden Wirkung eines Holzstoßens geführt habe, ist vom chemisch-technologischen Standpunkte aus betrachtet durchaus nicht haltbar, und wenn man die Herstellung der vor- und frühgeschichtlichen Bronzen auf das Zusammenschmelzen von geschwefelten Kupfererzen (Kupferkies, Kupferglanz usw.) mit Zinnstein bezw. Zinnoxyd — dem einzigen Zinnerze, das der Technik in nennenswerter Menge geboten ist — zurückführen wollte, dann bliebe es völlig unbegreiflich, daß sich in all den alten Bronzen, mit Ausnahme etwa der chinesischen, das Verhältnis des Zinns zum Kupfer immer annähernd wie 1:10 stellt. Vom metallurgischen Standpunkte aus betrachtet bleibt gar nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß der ersten Darstellung der Bronze das Ausbringen von metallischem Zinn aus Zinnstein vorangegangen ist, wie sich ja das weiße Metall unter einer Decke von glühenden Holzstößen überhaupt sehr leicht aus seinem Erze ausscheidet. Metallisches Kupfer aber haben die Menschen, sei es als Natur- oder auch als Kunstprodukt, nachweislich schon sehr früh bekannt.

Das Vorkommen des Zinnerzes ist geologisch ein recht beschränktes zu nennen, was unverkennbar darauf beruht, daß das Zinn ebenso wie das Gold mit Ausnahme der Chlor-, Brom- und Jodverbindungen in der Natur kaum irgendwelche in Wasser löslichen Salze bildet, vor allem aber keine darin löslichen Sauerstoffsalze. Daher erklärt es sich auch, daß der Zinnstein fast ausnahmslos an Gesteine von höherem Alter, und zwar vorwiegend solche, die Lithionitgranit enthalten, gebunden erscheint. Besonders ist es Lithionitgranit oder ein ihm in seiner petrographischen Zusammensetzung völlig gleichkommendes Ausbruchsgestein, der Quarzporphyr, worin der Zinnstein in Form von Gängen oder auch eingeprengt vorkommt. Der Gneis, in dem einzelne Zinnerzgänge des Erzgebirges und von Banskä aufstehen, ist ein veränderter Granit, und ebenso dürften gewisse alte Schiefer und Glimmerschiefer, die zinnführend sind, wie die von Cornwall, gang oder doch zum Teil aus zertrümmerter bezw. zersehtem Granit bestehen. Außerdem findet man den Zinnstein nicht selten auf sogenannter sekundärer Lagerstätte in zusammengeschwemmtem Gebirge (Diluvium und Alluvium), das Trümmermaterial von alten Zinnerzlagern in sich schließt. Darin erscheint das Erz stellenweise durch einen großartigen natürlichen Aufbereitungsprozeß, herbeigeführt durch das zirkulierende Wasser der Atmosphären, besonders angereichert (Zinnwäschen).

Wie uns die vergleichende Sprachforschung belehrt, muß die Verhüttung des Zinnerzes unabhängig voneinander wenigstens an zwei, vielleicht an drei Stellen auf der Erde erfunden sein. Neben wir von Afrika ab, dann finden wir in der Alten Welt zwei durch verschiedene Benennungen des weißen Metalles. Der einen liegt die Sprachwurzel *nak* oder *nag* zugrunde, die z. B. in dem Sanskritwort *naga* für Zinn zum Ausdruck kommt. Dasselbe weist in ihrem Ursprung unterkennbar auf die reichen Zinnwäschen der hinterindischen Halbinsel Malakka hin, die auch heute noch einen großen Teil des Weltbedarfes an dem so viel begehrten Nuhmetalle liefert, während dessen Name in unseren europäischen Sprachen: Zinn, tin, étain, stagno, estaña usw. auf die keltisch-gälische Wurzel *istan* bezw. *stean* zurückzuführen ist und das britische Cornwall als die zweite Urheimat der Zinnindustrie erkennen läßt.

Lange Zeit deckten die alten Griechen und Römer ihren stichtlich schon recht großen Zinnbedarf aus den Bergwerken der phoenizischen Halbinsel, von wo ihnen zuerst die Phöniker das weiße Metall zuführten, später aber aus den Zinnwäschen Großbritanniens, das deshalb von den Griechen zuerst mit dem Namen der Kassiteriden oder Zinninseln belegt wurde. (Das griechische Wort *kassiteros*, dem ein nicht sehr altes Sanskritwort, *kastira*, entlehnt ist, scheint ursprünglich ein phönizisches Handelswort gewesen zu sein.) Die spanischen und portugiesischen Zinnerzlager sind bereits seit mehr denn tausend Jahren erschöpft, während der Bergbau in Cornwall in freilich immer größer werdender Tiefe auch heute noch Zinn liefert. Im 12. Jahrhundert fingen auch Böhmen und Sachsen an, aus den Gruben des Erzgebirges für damalige Zeiten recht beträchtliche Mengen Zinn auf den Markt zu bringen. So belief sich die jährliche Produktion der beiden Bergstädte Schladenwald und Ehrenfriedersdorf in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts allein auf 10 000 bis 15 000 Zentner. Allmählich sind diese Erzlagerstätten derart verarmt, daß sie jetzt gar keine Bedeutung mehr für die Industrie haben.

Sehr früh würde in Europa ein stark fühlbarer Mangel an Zinn, ja geradezu eines Zinnot eingetreten sein, wenn nicht nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien im 16. Jahrhundert die Halbinsel Malakka (wie im Altertum) den Kulturländern des Abendlandes wieder einen Teil ihrer riesenhaften Zinnvorräte hätte zukommen lassen. Später gaben dann auch Siam und die beiden Eilande Banta und Billiton nicht unbeträchtliche Mengen an den europäischen Markt ab und ebenso, seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die australischen Kolonien Victoria, Neusüdwales und Tasmanien.

Die westliche Neue Welt hat sich trotz der kolossalen Granitmassen, die sie in sich birgt, auffallenderweise recht arm an Zinnerzen gezeigt, mit Ausnahme von Bolivien, das 1909 21 340 Tonnen, also nahezu 2 1/2 Millionen Kilo metallisches Zinn auf den Weltmarkt brachte. Ungefähr die Hälfte des Weltbedarfs deckt heute aber Malakka, aus dessen Wäshen die ganze östliche Alte Welt schon ungezählte Jahrhunderte einen großen Teil des Zinns für ihre massenhaft erzeugten Bronzen entnommen haben muß. Von den 118 200 Tonnen Zinn, die im Jahre 1911 auf der ganzen Erde gewonnen wurden, entfielen nicht weniger als 57 944 Tonnen, also annähernd 49 Proz., auf diese Halbinsel. England produzierte im vorigen Jahre aus den im eigenen Lande gewonnenen Erzen nur noch 4500 Tonnen des weichen Metalls. Im Jahre 1910, wo sich die Weltausbeute an Zinn auf 105 764 Tonnen erstreckte, lieferten die malaiischen Inseln Banta und Billiton etwa 14 000 Tonnen, Australien 4500, China (Provinz Yunnan) 4500, England 5750 und Malakka 54 000 Tonnen. Seit ungefähr zwei Jahren tritt auch Nigeria als Zinnproduzent auf dem Weltmarkt hervor, doch scheinen sich die darauf gesetzten Hoffnungen nicht recht erfüllen zu wollen, wiewohl die Ausfuhr an Zinnerz aus dieser afrikanischen Kolonie von 700 Tonnen im Jahre 1910 auf 1400 Tonnen im vergangenen Jahre gestiegen ist.

Wie die hier gegebenen Zahlen erkennen lassen, hat der Weltverbrauch an dem nützlichen weichen Metall einen erstaunlich großen Umfang angenommen. Er stellte sich 1909 auf 109 100, 1910 auf 121 300 und 1911 auf 117 400 Tonnen. Wollte man das ganze im vergangenen Jahre auf unserer Erde verbrauchte Zinn zu einer massiven Pyramide zusammenerschmelzen, so würde diese bei einem Inhalte von 16 082 Kubikmeter eine untere Seitenlänge von 40 Meter und eine Höhe von über 80 Meter oder fast 100 Fuß besitzen. In der nordamerikanischen Union umfaßte der Zinnkonsum im Jahre 1911 48 000, in Deutschland 19 300, in Großbritannien 18 400 und in Frankreich 7400 Tonnen.

Weitaus der größte Teil des auf der Welt erzeugten Zinns dient heute zur Fabrikation von verzinnem Eisen- oder Weißblech. Das prächtige weiße Metall hat nämlich die Eigenschaft, daß es von keiner der im menschlichen Haushalte oder in der Natur vorkommenden Säure oder oxydierenden Mittel merklich angegriffen wird. Weißblech ist darum zur Anfertigung von Küchengeräten und vor allem zur Verpackung von Lebensmitteln in der Form der bekannten Konserben sowie für viele andere Zwecke geradezu unersetzlich. Auch ausgewalzt zu Stanniol wird das Zinn vielfach zum Einwickeln von Tabak, Seife, Schokolade, Zuckernüssen und anderen gegen Luftfeuchtigkeit zu schützenden Genußmitteln verwandt; ebenso als Spiegelbelag. Obgleich die Zinnlegierung der Bronze heutzutage nicht mehr annähernd die Rolle in der Kulturwelt wie ehemals spielt, so ist sie doch für den Kunstguß und manche metallurgische Zwecke noch beinahe unentbehrlich. Ich erinnere nur an die aus 20 Proz. Zinn und 80 Proz. Kupfer bestehende Gudenbronz, das Lager- und Britanniametall, die Kiesel- und Phosphorbronze sowie die verschiedenen Bronzefarben. Weitgehenden Gebrauch findet das Zinn ferner zur Herstellung von Zinnlasuren, von Zinnemalle, Majoliken und Milchglas und in Form verschiedener Salze auch in der Färberei und in anderen chemischen Industriezweigen. Am zulezt erst auf die allerwichtigste Verwendung dieses „Allerweltmetalles“, wie man es wohl nennen könnte, zu sprechen zu kommen, so gibt es außer den Edelmetallen kein anderes, das sich wie das Zinn zum Zusammenlöten der verschiedensten Metalle verwenden ließe. Was sollten unsere Klempner und so viele andere Metallarbeiter wohl beginnen, wenn sie das weiße Metall nicht hätten!

Gedenkenregend ist es dieser Unentbehrlichkeit des Zinns gegenüber, daß seine Preise namentlich in den letzten Jahrzehnten so außerordentlich schnell gestiegen sind. Im Jahre 1892 kosteten 100 Kilo noch 171,3 M.; 1902 bereits 252,6 M., und jetzt (November 1912) zeigen die Marktnotierungen einen Preis von sage und schreibe 472 M. an. Daß trotz dieser großen Preissteigerung die Weltausbeute in den letzten Jahren nur wenig zugenommen, ja, dem Jahre 1910 gegenüber einen Rückgang aufzuweisen hat, sollte vom ökonomischen Standpunkte betrachtet zu ersten Bedenken Veranlassung geben. Wie gesagt, ist der Zinnstein geologisch an nur sehr wenige Gesteine gebunden und sein Vorkommen ein sehr beschränktes in der Welt. Der Umstand, daß dieses Erz so unscheinbar ist und durchaus keinen Metallglanz besitzt, läßt allerdings hoffen, daß sich in diesem oder jenem abgelegenen Winkel der Welt künftig noch recht reiche Lagerstätten auffinden lassen, wie z. B. meiner Ansicht nach inmitten der großen Granitmassive des nördlichsten Amerikas, Afrikas, Hinterindiens und auf der Ostküste der Insel Sumatra; allein nach allem, was uns heute über die geologischen Verhältnisse der verschiedensten Teile der Welt bekannt geworden ist, sind Zinnerzlagerstätten von solcher Ausdehnung wie die von Malakka kaum noch irgendwo auf der Erde zu erwarten. Die Erschöpfung der letzteren ist nun aber trotz gewisser Gegenreden nur noch eine Frage von Jahrzehnten oder höchstens von 1 bis 2 Jahrhunderten, falls der Zinnerzverbrauch der Welt noch derart zunimmt wie in den letzten hundert Jahren. Von Banta, Billiton und England ist erst recht nicht viel mehr zu erwarten; man kann also fast mit Sicherheit sagen, daß die Menschheit in nicht allzu ferner Zeit vor einer wahren „Zinnnot“ stehen wird; denn wie glänzende Entdeckungen der Metallurgie unserer Tage auch noch vorbehalten sein mögen, so wird

ihr und der menschlichen Oekonomie überhaupt das weiße Allerweltmetall doch noch sehr lange, wenn nicht gar für immer unersetzlich bleiben.
Dr. Emil Carthaus.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Sinnlichkeit und Intellekt. Bei Fritz Gurlikt hängen die letzten Arbeiten von Henri Matisse; der „Sturm“ bringt eine Kollektion moderner Schweizer. Beide Ausstellungen sind interessant und typisch. Sie zeigen, wie jene Materie, deren Programm es ist, den Impressionismus zu überwinden, zwischen zwei Polen hin- und herschwankt: zwischen Sinnlichkeit und Intellekt. Es ist eine Kunst der Extreme, wobei es vorkommen kann, daß in einem Individuum beide Pole umeinander tanzen. Es mangelt dieser Kunst, darüber kann kein Zweifel sein, das Abgekürzte und Selbstverständliche. Sie ist heute noch mehr ein Wollen als ein Können. Sie ist revolutionär, und doch kann man nicht entscheiden, ob sie vielleicht mehr Ende als Anfang ist. Verdächtig ist die Tendenz zum Mathematischen; sie scheint nichts anderes zu sein als eine Wandlung nazarenischer Triebe. Wie jene Deutschrömer um 1830 den Naturalismus durch das Christentum überwinden wollten, so soll nun der Impressionismus von einer arabischen Mystik, von den Geburtschauern der Primitivität verdrängt werden. Es ist viel Literarisches in dieser neuen Kunst und damit viel Sterbliches. Es wäre dennoch eine schwere Besorgnis, sie, wie das neulich Meier-Graefe tat, für toll und dilettantisch zu erklären. Man wird warten und die Zeit sprechen lassen müssen. Bis dahin mag, wer so gerätet ist, die Jungen und Jüngsten lieben. Ich liebe sie, liebe Matisse, diesen Träumer bunter Süßigkeiten, diesen Melodiösen, dessen Linien sich weich wiegen, dessen Bilder von der rührenden Raibität des junggeborenen Tages sind. Ich glaube, daß man nach einiger Zeit, wenn man mit ihnen vertraut wurde, auch den Wilhelm Gimmli, den Walter Helbig und den Ardengo Soffici wenigstens ein wenig würde gern haben können. Der Gimmli hat ernste Augen; er sieht das Pathos herbstreifer Sonnenblumen und die schweigende Größe eines Eisenbahnviaduktes. Der Helbig ist ein verliebter Vursch, gibt den Mädchen ein mildes Fleisch und läßt Hellblau, Rosa und Gelb aufnebeln.
R. Br.

Kulturgeschichtliches.

Das älteste Papier in Deutschland. Ein für die Geschichte des Papiers überaus wichtiger Fund ist von den Gelehrten des Berliner Museums für Völkerkunde bei den Ausgrabungen in der Dase Turfan gemacht worden. Es handelt sich um ein Manuskript aus dem Jahre 399 n. Chr., das auf echtem gestütztem Papier geschrieben ist. Dieses Papier, das älteste, das zurzeit in Deutschland existiert, wurde kürzlich auf seine Bestandteile hin untersucht. Wie W. Herzberg in den „Mitteilungen aus dem Königlich Materialprüfungsamt“ schreibt, rührt die Mehrzahl der Fasern vom Chinagrass her. Der Rest sind Fasern des Papiermaulbeerbaums. Um das Blatt beschreiben zu können, wurde es zunächst mit einem durchsichtigen Klebstoff bestrichen, dann mit Weizenstärke besetzt und schließlich gepresst. Das ausgehende Altertum besaß also bereits eine Technik in der Fabrikation haltbarer Schreibpapiere, die eine jahrhundertelange Entwicklung voraussetzt. Mit sehr einfachen Mitteln ist es damals gelungen, Papiere zu erzeugen, die zwei Jahrtausende getrotzt haben. Unsere Papiere, die mit vollendeter Technik hergestellt sind, dürften dagegen höchstens tausend Jahre brauchbar bleiben. Man muß allerdings bedenken, daß das Lebensalter eines Papiers nicht so sehr von der Art seiner Herstellung, wie von seiner Bemessung und Aufbewahrung abhängt. Auch das beste Papier kann, wenn es unter ungünstigen Verhältnissen lagern muß, schnell in Verfall geraten, während eine schlechtere Sorte unter günstigen Umständen Jahrtausende zu überdauern vermag. Das 1700 Jahre alte Papier aus der Dase Turfan hat jedenfalls in trockener Luft gelegen und verdannt diesem Umstande seine Erhaltung. Hätte es dagegen in einem feuchten und dumpfigen Raum lagern müssen, so wäre es wohl schon nach ebenso vielen Jahren den Pilzen und Bakterien zum Opfer gefallen, wie es jetzt Jahrhunderte alt ist. Ein noch älteres Papier als dieses Turfan-Manuskript wurde von M. Aurel-Stein auf seiner Forschungsreise durch Zentralasien entdeckt. Es lag in einem alten Wachturm, der schon im zweiten Jahrhundert n. Chr. zerstört worden war. Wir haben da mit einem Stück zu tun, das kurze Zeit nach der Erfindung des Pflanzenfaserpapiers erzeugt sein muß. Das kostbare Blatt erweckt in auffallendem Licht den Eindruck gewöhnlichen Papiers. In durchfallendem Licht erscheinen jedoch gewebeartige Streifen, die von Garnfäden herrühren. Es wurde also anscheinend ein Gewebe verwendet, das durch Stampfen stark verändert worden ist. Dabei wurden viele feine Fäserchen abgetrennt, und diese bildeten dann einen Brei, der die Zwischenräume des Gewebes ausfüllte und die Fäden einbettete. Die Herstellung von Papier aus Pflanzenfasern ist übrigens eine Erfindung der Chinesen aus dem Anfang des ersten Jahrhunderts n. Chr. Die Ostasiaten haben also schon 600 Jahre früher Papier erzeugt als die Araber, die auf diesem Gebiete die Lehrmeister des Abendlandes gewesen sind.